

Ein bisschen - wovon?

Im Moment, wo Europa daran ist, zusammenzuwachsen und sogar der Osten wieder dazu gehört, da spriessen überall die alten Partikularismen neu auf. Kaum gibt die Mauer an einigen Stellen den Blick nach Osten (und Westen) frei, ist «Deutschland, einig Vaterland» zu hören. Im Osten selbst tönt es nicht viel anders: Ein Teil der dortigen Aufklärung scheint sich daran zu zeigen, dass all dies eben wieder möglich ist: offener Nationalismus und Rivalitäten zwischen Völkern und Volksgruppen, zwischen Aserbeidschanern, Armeniern, Georgiern, Bulgaren, Türken, Kroaten, Albanern und vielen anderen.

Die Einigung betrifft eben nur Teilaspekte des Lebens, und alte Differenzen, die nie bereinigt worden sind, leben wieder auf. Dazu gibt es aber auch neue und wird sie zunehmend geben. Sie schlagen nicht im politischen Atlas zu Buche, sondern sind das demographische Resultat der gewaltigen Migration der Nachkriegszeit. Das Zusammenleben der Nationen in einer Völkergemeinschaft hat ein ganz reales, innenpolitisches Gegenstück: die multikulturelle Zusammensetzung ihrer Wohnbevölkerung. Neben den nationalistischen gibt es deshalb heute vermehrt auch rassistische Töne. In der Schweiz ist in den letzten Monaten oft davon die Rede gewesen.

Ist es Rassismus?

Strebel und seine Patriotische Front stehen dazu, dass sie Rassisten sind, insofern sind sie ein klarer Fall, aber auch ein untypischer. Interessanter scheinen mir die alltäglicheren Phänomene zu sein: Ist es Rassismus, wenn der Bericht «Strategie für eine Flüchtlings- und Asylpolitik der neunziger Jahre» (herausgegeben von einer interdepartementalen Strategiegruppe von EJPD, EDA und EVD) in unpersönlichen, an Naturkatastrophen erinnernden Ausdrücken von «Flüchtlingsströmen» spricht, die «eingedämmt~ werden müssen? Ist es Rassismus, wenn dort konsequent von «Entfernungs-massnahmen» gesprochen wird, als ob es sich um Ungeziefer handle? Ist es Rassismus, wenn Politiker angesichts der Flüchtlingsnot auf die «Realitäten» verweisen, darauf, dass man «den Bogen nicht überspannen» solle, dass die «Geduld der Bevölkerung am Ende» sei und eine offenere Politik keine «Akzeptanz» finde - und wenn sie damit eben jenen Widerstand herbei-

reden, auf den zu reagieren sie vorgeben? War es Rassismus, was den Türken Y. an der «Place du Petit Paradis» in Freiburg umkommen liess, oder war es nur eine «gewöhnliche Schlägerei», wie behauptet wird?

Wenn wir für die Beantwortung solcher Fragen nach klassischen, biologistischen Rasetheorien Ausschau halten, dann finden wir wenig Einschlägiges. Marcel Strebel und einige andere übernehmen dann eine Art Alibifunktion und verdecken das Phänomen eher, über das nachzudenken wäre: Als Rassisten sind sie nämlich kaum auf der Höhe der Zeit. Biologistische Rasetheorien sind heute so gut widerlegt, dass sie nicht mehr «seriös» sind. Selbst der Begriff der «Rasse», auf Menschen angewandt, gilt als nicht haltbar. Strebel und seinesgleichen, die sich ohne Skrupel in die Tradition jenes Rassismus einfügen, der uns aus der Geschichte des Nationalsozialismus bekannt ist, sind eher «Fossile». Verglichen mit ihnen stehen wir denn auch gar nicht so schlecht da: Wir sind schlimmstenfalls noch - oder wieder - ein bisschen Rassisten.

Inkognito

Doch nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität jenes «bisschens» ist zu beachten: Es wird vermutet, dass der Rassismus heute in ganz neuer, verwandelter Weise auftritt. Alan Davies weist auf eine Grundvoraussetzung des heutigen Rassismus hin: «Nach Auschwitz fiel der Ariermythos mit seiner schrecklich besudelten moralischen Aera dem Hass anheim. Meiner Meinung nach wird er wahrscheinlich nie mehr von so vielen Menschen geglaubt werden, obwohl sein Geist noch am Leben ist und auf eine noch obskure Auferstehung wartet... Alle Vorkriegsmythen des Vorrangs der Weissen... erscheinen, wo sie überhaupt noch bestehen, mehr als Verteidigungsmechanismen gegenüber den Veränderungstendenzen denn als triumphalistische Visionen einer alsbald zu verwirklichenden Zukunft. Doch ihr Ableben bedeutet noch nicht, dass der Rassismus überhaupt tot ist. Im Gegenteil ist das Wiederaufleben des Rassismus eines der ominösesten Zeichen unserer Aera. Der Rassismus erlebt vielleicht, wie ein indischer Gott, viele Inkarnationen. Gerade weil die Ideologie nicht mehr respektabel ist, besitzen rassistische Ansichten heute einen Inkognito-Charakter Dies ist

mehr ein struktureller als ein ideologischer Rassismus, ein Rassismus, der sich nicht als rassistisch zu bezeichnen braucht, der aber in der Welt eine grosse dämonische Macht ausüben kann. Heute ist es zumeist diese Form des Rassismus, mit der wir es zu tun haben. Gegen sie zu kämpfen ist viel harter, als gegen die unerleuchteten Geister der Rassisten alten Gepräges zu kämpfen, die an Gobineau, Knox, Chamberlain und Lapouge erinnern» (Die Ideologie des Rassismus, in: Concilium 1982, 1, S. 15f) Doch welches ist denn das «Inkognito» des modernen Rassismus?

«Rassismus ohne Rassen»

Etienne Balibar nennt ihn den «adifferentiellen Rassismus»: den «Rassismus ohne Rassen, dessen Thema nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die «Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen ist. Er behauptet nicht mehr, bestimmte Gruppen und Völker seien andern überlegen. Er beschränkt sich darauf, die «Schädlichkeit jeder Grenzverwischung und die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen zu behaupten» («Gibt es einen «neuen Rassismus?», in: Argument, Nr. 175, Mai / Juni 1989, S. 373). Dass es sich dennoch um Rassismus handelt, lässt sich am Diskussionszusammenhang zeigen: So wurden zum Beispiel in den fünfziger und sechziger Jahren in England Gesetze erlassen, die die «farbige» Einwanderung beschränkten. Begründung: «Farbige» neigten eher zu Kriminalität und ansteckenden Krankheiten. Diese offen rassistische Begründung wurde in den sechziger Jahren durch eine weniger verfängliche Argumentation ersetzt: Die «race relations» müssten harmonisch sein, und die Zahl der Neuankömmlinge mit anderem sozialem und kulturellem Hintergrund müsse deshalb beschränkt werden. Heute finden wir an dieser Stelle übrigens auch «grüne» Argumente, etwa bei der Nationalen Aktion: Nicht um Rassismus oder Fremdenfeindlichkeit gehe es, aber unsere Umwelt könne so viele Leute ganz einfach nicht verkraften.

Dialektik der Aufklärung

Alain Finkielkraut («Die Niederlage des Denkens», Hamburg 1989) weist an dieser Stelle auf einen Grundwiderspruch der Aufklärung hin: Sie mache ihre Forderungen im Namen der «Menschheit» geltend. Dieses Programm

stehe aber bereits in der Aufklärungszeit in Spannung zum Gebot der Toleranz gegenüber den Ausdrucksformen anderer Kulturen. Hier hatten denn auch die Konservativen mit ihrer Kritik eingesetzt: «Es gibt keinen Menschen auf der Welt», steht bei Joseph de Maistre: «Ich habe in meinem Leben Franzosen, Italiener, Russen gesehen. Ich weiss dank Montesquieu sogar; dass man Perser sein kann; was jedoch den Menschen anbelangt, so erkläre ich, dass ich ihm nie im Leben begegnet bin.»

Nicht nur Konservative denken so. Ähnliche Ideen liegen nach Finkielkraut der Arbeit der UNESCO zugrunde. Typisch sind dafür die Grundsatzreferate, die Claude Lévi-Strauss im Rahmen der UNESCO gehalten hat. Einerseits wies er darin einleuchtend nach, dass die Vorstellung von menschlichen «Rassen» ein wissenschaftliches Unding sei. Insofern lieferte er weiten Kreisen beste Argumente zur Bekämpfung des Rassismus. «Kultur bestimmt Rasse - nicht umgekehrt!», so lauten Titel und Hauptthese des Referats von 1971 (abgedruckt im Tagesanzeiger-Magazin vom 7.10.72). An die Stelle der Genetik tritt nun aber die Kultur in der Besonderheit ihrer jeweiligen Ausprägung. Sie ist unbedingt erhaltenswert und speichert unschätzbare Wissen um alle möglichen Lebensbezüge. Wir müssen deshalb gewissermassen den «kulturellen Genbestand» erhalten. Von der Vermischung mit andern Kulturen, zumal mit der westlichen, droht Gefahr. Dies würde aber gerade dort besonders tiefgreifend geschehen, wo die aufklärerische «Menschheit» dominiert.

Die Zweideutigkeit des Unterfangens wird in den Schlusssätzen des Referats sichtbar, mit dem Lévi-Strauss das internationale Jahr des Kampfes gegen den Rassismus eröffnete: «Man kann nun aber nicht verhehlen, dass trotz seiner dringenden praktischen Notwendigkeit und seines hohen moralischen Zwecks der Kampf gegen alle Formen der Diskriminierung ein Teil der Bewegung ist, die die Menschheit zu einer universellen Zivilisation führt. Diese zerstört den alten Partikularismus, dem die Ehre zukommt, ästhetische und geistige Werte geschaffen zu haben, die das Leben lebenswert machen. Wir sammeln sie sorgfältig und ehrfürchtig in Museen und Bibliotheken, weil wir uns je länger, desto weniger für fähig halten, ihresgleichen zu schaffen.»

Dies mag alles viel philosophischer tönen als unsere Tagespolitik. Der Ton ist aber ohne wei-

teres wiederzuerkennen. Vielleicht es ja auch der philosophische Zeitgeist, der auf der Gasse hörbar wird. In dem Prozess gegen die Barbarei» sitzt die Aufklärung jetzt seltsamerweise «auf der Anklagebank und nicht mehr auf ... derjenigen des Staatsanwalts», meint Finkelkraut (S. 63). Er nimmt denn auch warnend Stellung: «Wie die alten Lobsänger der Rasse halten die gegenwärtigen Fanatiker der kulturellen Identität den einzelnen im Gewahrsam seiner Zugehörigkeit» (S. 85).

ZeitSchrift/Reformatio 1990